

Unsere Jugendlichen leben in einer solchen Walpurgisnacht

● SEBASTIAN JÜNGEL

Am 18. Mai fand das zweite öffentliche Gespräch zur Neuinszenierung von Goethes «Faust 1 und 2» am Goetheanum statt.

Auch im zweiten Gespräch wurde die enge Verbundenheit der Teilnehmenden mit allem, was am Goetheanum geschieht, deutlich, besonders mit dem Künstlerischen. Dabei wurden weitere Kriterien deutlich, mit denen auf die Neuinszenierung geschaut wird: Kunst am Goetheanum solle etwas Heilsames haben, sodass man aus einer Aufführung gestärkt herausgehen und sich entwickeln kann; gesucht wird nach einem Objektiven; alles solle nach Maßstäben der Freien Hochschule für Geisteswissenschaft geschehen. Zuweilen wirkten diese Kriterien recht kategorisch vorgebracht, etwa wenn sich das Goetheanum grundsätzlich von allem unterscheiden solle, was sonst in der Welt geschieht.

Wiederum ging es um Einzelszenen, diesmal aus «Faust 2». Bei der klassischen Walpurgisnacht arbeitete Christian Peter drei Handlungsstränge heraus: Faust sucht Helena, Homunculus will Mensch werden, Mephistopheles sucht das Vergnügen. Hinzu kämen Szenen, die damit im engeren Sinne nichts zu tun haben, etwa jene, bei denen Goethe zu seiner Zeit aktuelle Fragen verhandelte und (teils humorvoll) kommentierte. Einer fand, dass Chiron, der Meisterlehrer, in der Inszenierung lächerlich gemacht werde. Als Christian Peter auf die Kritik an seiner Haltung gegenüber den Kabiren darauf hinwies, gegenüber früher nicht viel anders gemacht zu haben, und zurückfragte: «Was haben wir nicht berücksichtigt?», war die Antwort: «Es berührt nicht mehr, es verwandelt nicht.»

Im dritten Akt erscheint Helena mit ihren Dienerinnen. Hier strebte Christian Peter an, der «unglaublichen dichterischen Meisterleistung Goethes» gerecht zu werden. Ihm war aufgegangen, dass Helena als mythologische Gestalt aus verschiedenen Geschichten besteht, die andere über sie erzählen. Dass ihr Part daher auf drei Schauspielerinnen verteilt worden ist, wirkte recht verschieden: Einer hatte ein «schizophrenes Erlebnis»;

ein anderer vermutete, dass keine einzelne Schauspielerin die ganze Rolle überzeugend hätte spielen können; jemand fand die Idee «interessant», in der Voraufführung auch überzeugend, in der Umsetzung später schwächer, zumal Helena in den folgenden Szenen von einer Schauspielerin dargestellt wird; einer erlebte die drei erfahrenen Sprecherinnen als eine Feier («Warum ist diese Szene bei mir noch nach einem Jahr so präsent?»); eine der drei Helena-Darstellerinnen sprach von der Chance, durch das Sprechen der Kolleginnen eine andere Farbe an «sich» (der Rolle) zu erleben: «Ich konnte in stummen Momenten aktiver sein.»

Bisher waren die Kostüme der Dienerinnen einfarbig rot oder blau. Eine Sprecherin vermisste diese Farben. Nach Hinweis, dass sie in den Kleidern enthalten seien, wies sie darauf hin, dass sie auf sie «unique» wirken, und brachte damit zum Ausdruck, dass sie in einen Farbraum eintauchen möchte. Eine Eurythmistin ergänzte, dass die Bewegungen die Farbstimmungen aufgegriffen haben. Aufgrund der Ausrichtung der beiden Gespräche könnte der Eindruck entstehen, dass die Neuinszenierung durchgehend problematisch ist. Im Publikumsfeedback an die Goetheanum-Bühne zeigte sich überwiegend Zustimmung, auch das Medienecho war anerkennend. Wenn aber alle Eindrücke Realität sind, wie bringt man sie dann unter einen Hut? Mir scheint, dass zwei weitere Schritte hilfreich sein könnten: Ich vergleiche meine Eindrücke mit der Begegnung mit einem Kulturgut, sagen wir: mit chinesischen Schriftzeichen, die ich sehe, von denen ich vielleicht einiges weiß, deren Verständnis ich mir aber noch erschließen muss, davon ausgehend, dass sich hinter ihnen mehr versteckt als das, was ich sehe und aktuell verstehe. Und ich öffne mich Gesichtspunkten außerhalb «meiner» Welt. Etwa so wie eine Teilnehmerin, die berichtete, wie die romantische Walpurgisnacht eine Welt zeige, «die mir nicht so vertraut ist». Im Austausch mit einem anderen sei ihr deutlich geworden: «Unsere Jugendlichen leben in einer solchen Walpurgisnacht.»

Stefan Hasler stellte weitere Gespräche zur Bühne in Aussicht.

Tagungen und Aufführungen 17. bis 19. Juli, 20. bis 24. Juli, 27. bis 30. Juli, www.f Faust2017.ch



Eine lichte Leichtigkeit, die zugleich etwas Solides hat

● SEBASTIAN JÜNGEL

Am 19. Mai eröffnete die Freie Gemeinschaftsbank Basel ihr erstes selbst gebautes Gebäude direkt am Bahnhof Basel SBB.

Schon von den Gleisen aus fällt das Gebäude durch seine schwingende Formensprache auf. Noch steht es exponiert allein; im Laufe der weiteren Bebauung werde es sich, so Architekt Walter Känel, in die Häuserzeile «einordnen, aber auch seine Individualität behalten». Fast zwei Jahre Bauzeit, zehn Millionen Franken Kosten – das ist eine Investition in die Zukunft. Die Freie Gemeinschaftsbank hat sie innerhalb von 33 Jahren vorbereitet: ab 1984 in einem Zwei-Zimmer-Laden und ab 1989 im Nebengebäude des Speisehauses in Dornach über das Unternehmen Mitte in der Altstadt von Basel ab 1999. Nun bezieht sie am Bahnhof Stellung – denn schräg gegenüber, hinter den Gleisen, steht die BIZ, die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich.

Die Architektur führt Bedeutung und Formen unaufdringlich zusammen. Dass die eine Seite der Fassade statischer geformt sei, um das Spargeld zu symbolisieren, und die andere schwingvoll-dynamischer, für das Leihgeld (Kredit), gibt dem Gebäude wie dem menschlichen Antlitz ein Gesicht. Auch im Gebäude selbst fällt die asymmetrische Gestaltung auf, die aber – wie die Fassade – nicht gewollt wirkt. Selbst der Hauptflur ist «bewegt», wenn er den Gang verengt und wieder weitet. Zusammen mit den hellen Farben ergibt sich die lichte Leichtigkeit, die zugleich etwas Solides hat, als etwas in einer Idee Gegründetes. Möglicherweise hängt das auch mit den baubiologischen Stoffen (unter anderem Pneumatit) zusammen. Dass hier das Leben gefördert werden soll, dass man Menschen verbinden möchte, dass gemeinwohlorientierte Initiativen Gehör und Finanzierung finden und dass man hier auf gegenseitiges Vertrauen und gegenseitigen Respekt baut, das alles findet sich in der Form- und Farbensprache wieder – und im Saal für öffentliche Veranstaltungen. Web www.gemeinschaftsbank.ch Foto Sebastian Jüngel